

HANSER

Susan Sontag

# Zur gleichen Zeit

Aufsätze und Reden

Übersetzt aus dem Englischen von Reinhard Kaiser

Vorwort von David Rieff

ISBN-10: 3-446-23004-1

ISBN-13: 978-3-446-23004-0

Leseprobe

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser.de/978-3-446-23004-0>

sowie im Buchhandel.

# Das Gewissen der Wörter

Rede bei der Entgegennahme des  
Jerusalem-Preises

Mit Wörtern sind wir eigen, wir Schriftsteller. Wörter bedeuten. Wörter zielen. Sie sind Pfeile. Pfeile im dicken Fell der Wirklichkeit. Und je weihevoller, je allgemeiner diese Wörter sind, desto mehr ähneln sie Räumen oder Tunneln. Sie können sich ausweiten oder einstürzen. Es kann auch geschehen, dass sie sich mit einem üblen Geruch füllen. Oft erinnern sie uns an andere Räume, in denen wir uns gern aufhalten würden oder in denen wir schon zu leben glauben. Sie können auch zu Räumen werden, die zu bewohnen uns die Kunst oder die Klugheit abhanden gekommen ist. Dann werden die Dimensionen von Absicht und Sinn, die wir nicht mehr zu bewohnen verstehen, aufgegeben, vernagelt, zugemacht.

Was meinen wir beispielsweise mit dem Wort »Frieden«? Meinen wir damit die Abwesenheit von Streit? Meinen wir Vergessen? Oder Vergebung? Oder eine große Ermattung, eine Erschöpfung, ein Nachlassen der Erbitterung?

Mir scheint, für die meisten Menschen bedeutet »Frieden« Sieg. Der Sieg *ihrer* Seite. Das meinen *sie* mit »Frieden«, während Frieden für die anderen Niederlage bedeutet.

Wenn sich die Vorstellung durchsetzt, dass Frieden im

Prinzip zwar wünschenswert ist, zugleich aber einen unannehmbaren Verzicht auf legitime Ansprüche einschließt, dann wird dies wahrscheinlich auf einen Krieg mit beschränkten Mitteln hinauslaufen. Aufrufe zum Frieden wirken in einer solchen Situation wenn nicht wie Betrug, so doch voreilig. Der Frieden wird zu einem Raum, von dem die Menschen nicht mehr wissen, wie sie ihn bewohnen könnten. Der Frieden muss dann neu besiedelt, neu erschlossen werden ...

\*

Und was verstehen wir unter »Ehre«?

Ehre als anspruchsvoller Maßstab für privates Verhalten scheint einer längst vergangenen Zeit anzugehören. Aber an der Gewohnheit, einander zu ehren – uns selbst und anderen zu schmeicheln –, halten wir unbeirrt fest.

Ehre erweisen bedeutet: einen für allgemeingültig erachteten Maßstab bekräftigen. Eine Ehre annehmen bedeutet: einen Augenblick lang glauben, dass man sie verdient hat (oder vorsichtiger formuliert: dass man ihrer nicht *unwürdig* ist). Eine angebotene Ehre abzulehnen wirkt ungehörig, unfreundlich, anmaßend.

Durch die Auswahl derer, die er in früheren Jahren geehrt hat, häuft ein Preis immer mehr Ehre an – und vermehrt seine Kraft, Ehre zu verleihen.

Betrachten Sie unter diesem Gesichtspunkt den in polemischer Absicht so genannten Jerusalem-Preis, der in seiner relativ kurzen Geschichte einigen der besten Schriftsteller der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts verliehen worden ist. Er ist zwar offensichtlich ein Literaturpreis, er heißt jedoch nicht Jerusalem-Preis für Literatur, sondern Jerusalem-Preis für die Freiheit des Individuums in der Gesellschaft.

Haben sich alle Schriftsteller, denen dieser Preis bisher verliehen wurde, wirklich für die Freiheit des Individuums in der Gesellschaft eingesetzt? Besteht *darin* ihre – ich muss jetzt sagen, »unsere« – Gemeinsamkeit?

Ich glaube nicht.

Nicht nur, dass die Preisträger für ein sehr breites Spektrum politischer Meinungen stehen – manche von ihnen haben die großen Worte kaum je in den Mund genommen: Freiheit, Individuum, Gesellschaft . . .

Aber es kommt ja auch nicht darauf an, was ein Schriftsteller sagt, sondern darauf, was er *ist*.

Schriftsteller – und damit meine ich Leute, die zur Gemeinschaft der Literatur gehören – verkörpern in dem, was sie sind, das Beharren auf einer individuellen Weltsicht (und die Notwendigkeit einer solchen Sicht).

Ich deute das englische Wort *individual* lieber adjektivisch und nicht substantivisch – nicht das »Individuum«, sondern das »Individuelle«.

Mir erscheint die heutzutage ständig betriebene Propaganda für »das Individuum« sehr verdächtig, denn »Individualität« wird dabei immer mehr zu einem Synonym für Egoismus. Eine kapitalistische Gesellschaft entwickelt ein genuines Interesse daran, die »Individualität« und die »Freiheit« zu feiern – auch wenn diese Wörter kaum mehr bedeuten als das Recht zur hemmungslosen Ich-Erweiterung und die Freiheit, zu kaufen, zu erwerben, zu konsumieren, zu verbrauchen, abzunutzen.

Ich glaube nicht, dass der Kultivierung des Ichs aus sich heraus ein Wert zukommt. Mir scheint, dass es Kultur (im normativen Sinne dieses Begriffs) ohne Altruismus, ohne Rücksicht auf andere nicht geben kann. Ich glaube aber fest daran, dass es aus sich heraus wertvoll ist, wenn wir unser Verständnis für das, was menschliches Leben sein kann, er-

weitern. Wenn mich das Projekt Literatur immer fasziniert hat, zuerst als Leserin, später als Schriftstellerin, so deshalb, weil es mich Anteil nehmen lässt – an anderen Individuen, anderen Sphären, anderen Träumen, anderen Wörtern, anderen Interessenfeldern.

\*

Als Schriftstellerin, als jemand, der Literatur macht, bin ich beides – Erzählerin und Grüblerin. Ideen bewegen mich. Aber Romane bestehen nicht aus Ideen, sondern aus Formen. Aus Sprachformen. Ausdrucksformen. Eine Geschichte habe ich erst im Kopf, wenn ich ihre Form habe. (Vladimir Nabokov formulierte es so: »Das Muster des Dings geht dem Ding voraus.«) Und insgeheim bestehen Romane aus der Vorstellung, die der Schriftsteller von Literatur hat – oder von dem, was Literatur sein kann.

Jedes Werk eines Schriftstellers, jede literarische Hervorbringung zeugt zugleich auch für die Literatur als solche. Die Verteidigung der Literatur ist zu einem der wichtigsten Themen des Schriftstellers geworden. Aber schon Oscar Wilde hat bemerkt: »Wahrheit in der Kunst ist etwas, dessen Gegenteil ebenfalls wahr ist.« Wilde abwandelnd würde ich sagen: Eine Wahrheit über die Literatur ist so beschaffen, dass ihr Gegenteil ebenfalls wahr ist.

Literatur ist also – und ich spreche hier präskriptiv, nicht bloß deskriptiv – Befangenheit, Zweifel, Skrupel, wählerische Zurückhaltung. Sie ist aber auch – und wieder spreche ich präskriptiv wie auch deskriptiv – Gesang, Spontaneität, Feier, Seligkeit.

Gedanken über die Literatur entstehen – anders als etwa Gedanken über die Liebe – fast immer nur in der Auseinandersetzung mit den Gedanken anderer. Es sind reaktive Gedanken.

Ich sage *dies*, weil ich den Eindruck habe, dass Sie – oder die meisten Leute – *jenes* sagen.

Damit möchte ich Platz schaffen für eine weiter ausgreifende Leidenschaft oder eine andere Praxis. Gedanken geben Erlaubnis – und ich möchte ein anderes Empfinden oder eine andere Praxis erlauben.

Ich sage dies, wenn Sie das sagen – nicht nur weil Schriftsteller manchmal aus professionellen Gründen Widerworte geben. Nicht nur, um das unvermeidliche Ungleichgewicht auszugleichen, die Einseitigkeit jeder Praxis, die institutionellen Charakter hat – und die Literatur *ist* eine Institution –, sondern weil Literatur als Praxis in Bestrebungen wurzelt, die in sich widersprüchlich sind.

Mir scheint, jede Charakterisierung von Literatur ist für sich genommen unwahr – nämlich reduktiv, bloß polemisch. Wahrheitsgemäß lässt sich über Literatur nur in Paradoxa sprechen.

Also: jedes literarische Werk, das etwas taugt, das den Namen Literatur verdient, verkörpert eine Idee von Einzigkeit, eine unverwechselbare Stimme. Die Literatur hingegen, also die Ansammlung der Werke, verkörpert eine Idee von Pluralität, Vielfalt, Promiskuität.

Jede Vorstellung von Literatur, die wir entwickeln können – Literatur als gesellschaftliches Engagement, Literatur als individuelles Streben nach geistiger Intensität, Nationalliteratur, Weltliteratur –, ist für sich genommen eine Form von geistiger Selbstgefälligkeit, von Eitelkeit, von Selbstbeweihräucherung oder kann leicht dazu werden.

Literatur ist ein System – ein plurales System – von Maßstäben, Ambitionen, Loyalitäten. Zur ethischen Funktion der Literatur gehört die Lektion, die sie uns über den Wert der Mannigfaltigkeit erteilt.

Selbstverständlich muss Literatur innerhalb von Grenzen operieren. (Wie alles menschliche Handeln. Das einzige grenzenlose Handeln ist das Totsein.) Das Problem besteht darin, dass die meisten Menschen Grenzen ziehen wollen, die die Freiheit der Literatur ersticken würden, das zu sein, was sie mit all ihrem Erfindungsreichtum und ihrem Unruhepotential sein kann.

Wir leben in einer Kultur, die es auf die Vereinheitlichung der Begierden abgesehen hat, und eine Sprache aus der ungeheuren, herrlichen Sprachenvielfalt dieser Welt, jene, in der ich spreche und schreibe, ist nun die dominante Sprache. Das Englische übernimmt im Weltmaßstab und für eine immer größere Zahl von Menschen die Rolle, die das Lateinische im mittelalterlichen Europa spielte.

Aber auch wenn wir in einer zunehmend globalen, transnationalen Kultur leben, scheint es, als würden wir uns in den immer stärker fragmentierten Ansprüchen vorhandener oder sich neu formierender Stammesgruppen festfahren. Die alten humanistischen Ideen – der »Gelehrtenrepublik« oder der »Weltliteratur« – werden aus den verschiedensten Richtungen attackiert. Manchen erscheinen diese Ideen naiv und allzusehr durch ihr Herkommen aus der großen europäischen – manche würden sagen: eurozentrischen – Idee der universalen Werte geprägt.

Die Begriffe »Freiheit« und »Rechte« haben in den vergangenen Jahren einen unverkennbaren Niedergang erlebt. In vielen Gemeinschaften wird den Gruppenrechten mehr Gewicht beigemessen als den Rechten des Individuums.

In dieser Beziehung kann das, was Literaturmacher tun, stillschweigend die Glaubwürdigkeit der Redefreiheit und der Rechte des einzelnen stärken. Selbst dort, wo Literatur-

macher ihre Arbeit in den Dienst der Stämme oder Gemeinschaften stellen, denen sie angehören, hängt ihre Leistung als Schriftsteller davon ab, dass sie über dieses Ziel hinausgehen.